

DANIEL BUGIEL / VANESSA GÖRTZ / PETER MEINERS /
EVA SCHRÖER / SANDRA UPGANG
(*Studierende der Katholisch-Theologischen Fakultät
der Universität Münster*)

Über die Köpfe hinweg? Überlegungen, Einwände und Thesen aus der Perspektive Studierender

EINLEITENDES

*Daniel Bugiel (*1981)*

Wie kann ich als junger Mensch die an mich herantragene Aufgabe bewerkstelligen, in einem Aufsatz meine Perspektive zum Thema Kindheit und Jugend in alternder Gesellschaft zu beschreiben? Diese oder eine ähnliche Frage werden sich wohl alle Mitglieder unseres studentischen AutorInnenteams anfänglich gestellt haben. An etlichen Abendterminen diskutierten wir gemeinsam, wie wir uns als junge Menschen in einer alternden Gesellschaft fühlen, wobei wir bald feststellten: Die individuellen Erfahrungen und Standpunkte gingen derart weit auseinander, dass sich aus den zusammengetragenen Ergebnissen kein gemeinsam verfasster Aufsatz formulieren lassen würde. Wir beließen es bei diesem Dissens und begriffen ihn als Chance, aus einer je individuellen Perspektive einen Text schreiben zu können, dessen Inhalt nicht der Kompromiss oder kleinste gemeinsame Nenner unseres AutorInnenteams ist. Die Akzentverlagerung in die persönliche Ebene des oder der Einzelnen erschien uns in meiner Wahrnehmung als einzig redliche Art und Weise, die uns gestellte Aufgabe zu bewältigen. Als sechszwanzigjähriger Studierender der Katholischen Theologie, der kurz vor dem Abschluss seines Studiums steht, bin ich das älteste Mitglied der studentischen AutorInnengruppe. Ich wurde 1981 in Bremen als zweites von zwei Kindern geboren und verbrachte die ersten zwanzig Jahre meines Lebens, also meine Kindheit und weite Teile meiner Jugend, in dieser Stadt. Seit 2002 studiere ich Katholische Theologie mit dem Abschlussziel Diplom an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. 2006 absolvierte ich ein Auslandssemester an der Universidad Pontificia Comillas in Madrid. Im Folgenden werde ich meine Haltung zum Thema Kindheit und Jugend in alternder Gesell-

schaft in der Auseinandersetzung mit drei an mich selbst gerichteten Fragen verdeutlichen: Wie stehe ich als junger Mensch zu eigenen Kindern? Was sind für mich Herzstücke des Wortsinns von ‚Jugend‘ und ‚Jugendlichkeit‘? Wie nehme ich als sechsundzwanzigjähriger Student das Alter wahr?

*Peter Meiners (*1982)*

Ist es prinzipiell möglich, aus der Lebenswirklichkeit eines noch jungen Erwachsenen überhaupt Erfahrungen von Kindheit und Jugend in einer alternden Gesellschaft wiederzugeben? Denn als alternd verstehe ich einen Prozess, dem sowohl die Gesellschaft als auch meine Person, die wiederum ein Teil der Gesellschaft ist, unterworfen sind. Ich bin ebenso wie die Gesellschaft dem Prozess des Alterns unterworfen. Aber gleichzeitig bin ich noch jung an Jahren, relativ zumindest, sonst würden Sie das hier nicht lesen. Präziser: Ich wurde 1982 in Meppen geboren und erlebte meine Kindheit und Jugend in Lathen im Emsland. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt bin ich Student der Katholischen Theologie an der Universität Münster und nebenamtlicher Mitarbeiter in der Jugendbildungsstätte Marstall Clemenswerth.

Der Grund, warum ich diese Zeilen verfassen darf und soll, ist der demographische Wandel. Kann ich über meine Jugend in Zeiten des demographischen Wandels einen Standpunkt vertreten, der auf Erfahrungen des Wandels gründet? Denn ein Wandel setzt Vergleichsmöglichkeiten voraus. In diesem Sinne kann ich nicht vergleichen, kann ich nicht sagen: ‚Früher war das noch soundso‘. Trotzdem schiebe ich meine Vorbehalte beiseite. Schließlich bin ich ja auch um meine Ansichten als Wandelnder in einer sich wandelnden Gesellschaft gebeten worden. Dass meine Wahrnehmung allerdings nicht repräsentativ dem allgemeinen Lebensgefühl Jugendlicher in einer alternden Gesellschaft entspricht, zeigt sich allein schon anhand der verschiedenartigen Betrachtungen und Ausführungen meiner Kommilitonen.

*Vanessa Görtz (*1983)*

Sich mit dem Thema ‚Kindheit und Jugend in alternder Gesellschaft‘ auseinanderzusetzen, ist für mich relativ schwierig. Zum einen, weil es mir nicht möglich ist, aus der Beobachterperspektive auf meine Situation als junger Mensch zu schauen, zum anderen, weil eine subjektive Darstellung dessen, was mich in diesem Zusammenhang beschäftigt, sehr nah an den privaten Bereich rückt. Zu diesem sei in aller Kürze angemerkt, dass ich im Kreis Aachen in der Nordeifel aufgewachsen bin und meine Jugend-

zeit in dieser ländlichen und isolierten Region als überaus langweilig und unspektakulär empfunden habe. Heute studiere ich, mit anhaltender Begeisterung, Katholische Theologie in der ‚lebenswertesten Stadt der Welt‘ und arbeite unter anderem als studentische Gleichstellungsbeauftragte unserer Fakultät und in der Redaktion der *Schlangenbrut*, der ältesten deutschen Zeitschrift für feministisch und religiös interessierte Frauen.

Während des Schreibens für dieses Projekt habe ich gemerkt, wie stark meine aktuellen Interessen und persönlichen Zukunftsfragen, -pläne und -ängste in die behandelten Themen verwoben sind, auch wenn ich mich im täglichen Leben nicht bewusst mit den Problemen der ‚alternden Gesellschaft‘ auseinandersetze. Fragen wie: Bin ich mutig genug, mich mit den Entscheidungen, die ich heute treffe, für die nächsten zehn Jahre meines Lebens festzulegen, in beruflicher wie privater Hinsicht? Pläne wie: irgendwann einmal ein Buch schreiben, die Welt bereisen, promovieren (Reihenfolge nicht verbindlich). Ängste wie: der Verantwortung für mich selbst und für andere Menschen nicht gewachsen zu sein. All diese Aspekte lassen sich nicht von meinen grundlegenden Überlegungen zum demographischen Wandel trennen, daher habe ich so weit wie möglich versucht, Parallelen zwischen diesem individuellen Bereich und einigen Brennpunkten der öffentlichen Diskussion herzustellen.

*Eva Schröer & Sandra Upgang (beide *1984)*

Als Zornige angesichts unserer kaum hörbaren Stimme in gesellschaftlichen Diskussionen sollten wir an dieser Stelle aufschreien, wenn schon nicht in rebellischen Tönen, dann doch zumindest auf vernünftige Art aufzeigen, wie wenig ernsthaftes Mitspracherecht der Jugend eingeräumt wird. Doch wirklich zornig sind wir nicht. Als Gleichgültige angesichts der Welt, als am eigenen Glück sich Festklammernde durch das Leben Taumelnde, sollten wir schweigen. Nur, so gern wir es manchmal auch hätten, ist uns die Welt nicht gleichgültig. Blicke uns als von allen Unverstandene lauthals unser Leid zu klagen. Doch wir sind so wenig deprimiert wie leer.

Warum also diesen Beitrag schreiben?

Trotz intensivster gemeinsamer Überlegungen haben wir nicht ermitteln können, worin wir das Ziel dieses Beitrags einiger weniger Theologiestudierender aus Münster in diesem immerhin recht renommierten, wissenschaftlichen und deutschlandweit bekannten Jahrbuch sehen. Gefragt haben wir uns auch, ob dieser Beitrag nicht vielleicht einfach dazu dienen soll, die übrigen Beiträge abzusichern. Dass es den Anschein habe, als

werde tatsächlich nicht nur über Kinder und Jugend geredet; als kämen diese wahrhaftig zu Wort. Oder, ob es vielleicht interessant ist, wie wir als junge Studierende mit einer solchen Aufgabe umgehen? Oder will man uns am Ende gar wirklich etwas sagen lassen? Da hätten wir nun zufällig eine hörbare Stimme und wissen nicht, was wir damit anfangen sollen. Selbst unsere einfache Meinung zum Thema des Buches wird uns immer schleierhafter und sich in den nächsten Jahren wahrscheinlich wieder gewandelt haben. Vielleicht wäre es tatsächlich besser gewesen, der Mitarbeit an diesem Beitrag nicht zuzustimmen. Wir haben nichts zu sagen und an einer Veröffentlichung ist uns so gut wie nichts gelegen. Vielmehr zittern wir schon jetzt vor dem Augenblick, in dem wir dann einen erneuten und wahrscheinlich verschämten Blick auf unseren Beitrag werfen. Wir haben der Herausforderung wegen zugesagt, sind aus Pflichtgefühl dabei geblieben und wollen uns letztlich wahrscheinlich irgendetwas beweisen.

Wir können nun nichts anderes machen, als einfach versuchen unsere momentanen Gedanken zu den verschiedenen Themenkomplexen so gut es eben geht darzustellen.

KINDER

Daniel Bugiel

In meiner Beziehung spielt der Gedanke an ein eigenes oder adoptiertes Kind eine immer konkreter werdende Rolle und wird von meiner Partnerin und mir als erstrebenswertes Ziel bejaht. Ein Leben ohne Kind oder Kinder ist für uns langfristig in unserer Partnerschaft schwer vorstellbar. Dennoch war oder ist für uns beide klar gewesen, dass der Zeitpunkt der Entscheidung für das Kind in die Zeit unmittelbar nach unser beider Studium fallen sollte. So habe ich mir zum Beispiel den langjährigen Wunsch eines Auslandsaufenthalts während des Studiums erfüllt, was mit eigenem Kind wahrscheinlich nur sehr schwer zu bewerkstelligen ist. Hinsichtlich der Kombination von Kindern und Karriere möchten wir die Erziehungs- und Erwerbsarbeit gleichberechtigt verteilen, sollte das in unserer konkreten Situation der Arbeitsmarkt ermöglichen. Wir hoffen daher auf geschlechtergerechte Strukturen, die eine Verwirklichung individueller Ziele sowohl im Beruf als auch in der Familie in beide Richtungen für die Partnerin und den Partner erlauben.

‚Vereinbarkeit von Kind und Karriere‘ lautet eine der Zauberformeln in der aktuellen Familienpolitik. In erster Linie richtet sich dieser Appell an die Frauen, die jungen, gut ausgebildeten Akademikerinnen. Ihnen soll die besagte Vereinbarkeit ermöglicht werden und natürlich auch gelingen. In zweiter Linie aber, das zeigen viele Umfragen, ist dies auch für junge, gut ausgebildete Männer ein wichtiges Thema. Allzu oft scheitert dieser Wunsch nach Vereinbarkeit aber an der Realität. Eine Familie fordert hohen persönlichen Einsatz, Zeit und Engagement. Das Gleiche fordert eine berufliche Karriere. Die jungen Menschen stehen vor einer Gradwanderung. Und allzu häufig entscheiden sie sich für die berufliche Weiterentwicklung und schieben den Zeitpunkt der Familiengründung vor sich her. Vereinbarkeit kann aber auch bedeuten, dass die Partner in traditionelle Rollen zurückfallen, in denen sich die Frau zugunsten der Kinderbetreuung doch von ihrer beruflichen Selbstverwirklichung verabschiedet. Hier nun zeigt sich mir eine merkwürdige Schiefelage. Entscheiden sich junge Männer zielorientiert für die Karriere, wird dies allgemein akzeptiert und bejaht. Warum sollte man(n) auch die sich bietenden Chancen ungenutzt verstreichen lassen? Entscheidet sich aber eine junge Frau bewusst gegen eine eigene Familie und für die Karriere, reagiert die Umwelt mit Irritation. Die Frage nach dem ‚Warum‘ des nicht existierenden Kinderwunsches folgt unmittelbar. Ähnlich geht es den Männern, die sich ausschließlich der Kindererziehung und häuslicher Arbeit widmen wollen. Mit abschätzigem Kopfschütteln werden sie vor allem von ihren Geschlechtsgenossen belächelt. Wie kommt es zu dieser ‚Doppelmoral‘? Existieren hier alte Vorstellungen von den ‚natürlichen‘ Wünschen der Männer und Frauen weiter? Warum ist es für viele so schwer, sich eine Frau ohne Sehnsucht nach Familie und Kindern und einen Mann ohne Streben nach Einfluss und Status vorzustellen?

Jenseits der Klischees wird Frauen immerhin seit ca. 60 Jahren der Wunsch nach beidem, nach Familie und Berufstätigkeit, zugestanden. Die Anforderungen, die beide Gebiete stellen, verlangen, so scheint mir, in unserer Gesellschaft dennoch eine einseitige Entscheidung oder eine Zerreißprobe. Mein Wunsch wären alternative Konzepte und Perspektiven, die wirklichen Freiraum zur Lebensgestaltung mit Kindern bieten, zum Beispiel Mehrgenerationenhäuser. Doch die Lasten einer Karrierebiographie auf sich zu nehmen, wird hierzulande nach wie vor als positiver und erstrebenswerter dargestellt als die Kindererziehung, die nicht erst seit der ‚Supernanny‘ mit Entbehrung, Stress und sozialem Abstieg assoziiert wird. Der abschreckenden Wirkung dieses Denkens, das Kin-

der im kapitalistischen System auf Störfaktoren und Kostenverursacher reduziert, kann man sich nur schwer entziehen. Woran mag das liegen? Auch ich fühle mich genervt, wenn sich Mütter mit riesigen Kinderwagen alle in den gleichen Bus quetschen oder plärrende Teenager im Zug laut Musik hören. Aber kann das der Grund sein, sich prinzipiell gegen eigene Kinder zu entscheiden? Zu solchen Erfahrungen und dem Denken, Kinder seien primär ein Kosten- und Frustfaktor, kommen die eigenen Ängste vor Freiheitsverlust und dem Aufbrechen des bequemen und geregelten Lebens durch etwas Unberechenbares und Herausforderndes hinzu. Ich denke, diese Ängste existieren in jedem Menschen, unabhängig von gesellschaftlichen Vorstellungen über die Wünsche von Männern und Frauen, jenseits von arbeitsmarktorientierten Idealbiographien und individuellen Lebensentwürfen. Umso wichtiger wäre es, diese psychologischen Blockaden abzubauen, indem man Perspektiven für ein Leben mit Kindern eröffnet, die über die Frage nach Vereinbarkeit von Familie und Beruf noch hinaus gehen.

Kinder wären für mich eine große Herausforderung; und der Gedanke daran, zum jetzigen Zeitpunkt eines zu haben, schreckt mich eher ab. Die Fragen nach dem sich verändernden Lebensweg in der Zukunft, die mich in der Endphase meines Studiums beschäftigen, sind viel dominanter und drängender. Solange es unsicher ist, wohin der Weg führen wird, will ich nicht auch noch den ‚Unsicherheitsfaktor Kind‘ mit einkalkulieren müssen. Ich weiß, dass das Leben mit Kindern auch ohne viel Planung, Absicherung und Geld irgendwie gelingen kann. Aber ich denke es ist für alle Beteiligten wünschenswert, dass es nicht ‚irgendwie‘ funktioniert, sondern dass es so gut und glücklich wie möglich gelingt.

Eva Schröer & Sandra Ufgang

Nur keine Kinder zu bekommen, können wir uns eben nicht vorstellen.

Im Grunde genommen könnte ich mir schon ganz gut vorstellen, bereits während des Studiums mindestens ein Kind zu bekommen. Ich verstehe auch nicht so recht, warum dieser Gedanke den meisten meiner Kommilitonen und Kommilitoninnen so fern liegt. Gerade jetzt kann man sich seinen Alltag doch relativ flexibel gestalten und sich die Kinderbetreuung gut teilen, vor allem dann, wenn beide Elternteile noch studieren. Der Zeitpunkt eignet sich auch aus gesundheitlichen Gründen gut. Zum einen nehmen Komplikationen während der Schwangerschaft mit steigendem Alter zu und zum anderen steigt die Wahrscheinlichkeit, ein behindertes Kind zu bekommen. Ich kann dieses ständige Theater, was man um das Kinderbekommen macht, nicht ausstehen, irgendwie wird

das schon alles gehen. Außerdem gibt es ja noch Kindertagesstätten, die eigenen Eltern und Freunde.

Im Moment mache ich mir gar keine ernsthaften Gedanken darüber, jetzt ein oder mehrere Kinder zu bekommen. Zum einen, weil ich mich selbst noch gar nicht erwachsen genug fühle und zum anderen weil mir mein momentanes Leben mit all seinen Freiheiten und Unabhängigkeiten ganz gut gefällt und ich keine Lust habe, es jetzt grundlegend zu ändern. Zumal es noch einen Haufen Dinge gibt, die ich zuvor noch gerne machen möchte ...

Ich halte es nicht für sinnvoll, bereits vor der Geburt des Kindes von der Kinderbetreuung über Erziehungsfragen bis hin zur Ausbildungsfinanzierung alles haargenau zu durchdenken und zu planen. Mit der Schwangerschaft und der Geburt des Kindes ändern sich bestimmt die Vorstellungen und Wünsche. Außerdem spielt ja auch der Charakter des Kindes eine sehr große Rolle.

Ich denke ein guter Zeitpunkt für das erste Kind ist direkt nach der Beendigung des Studiums. Man kann diesen Schnitt nutzen, ein Kind bekommen, viel lesen und danach in den Job einsteigen. Vielleicht kann man es mit dem Partner sogar so koordinieren, dass beide halbtags arbeiten. Sorgen um die finanzielle Absicherung mache ich mir nicht.

Wenn ich ganz konkret darüber nachdenke, jetzt ein Kind zu haben, fühle ich mich überfordert. Ich denke, dass es bestimmt viele Dinge gibt, die man nicht beachtet, dass man die Verantwortung vielleicht unterschätzt. Außerdem kostet ein Kind nun mal Geld, welches ich in naher Zukunft nicht haben werde. Vielleicht übernimmt man sich doch.

Ich möchte sehr gerne Kinder bekommen, am liebsten recht viele. Nur wann? Mein Studium und mein Job nehmen so viel Zeit in Anspruch, dass sich ein Kind da nicht einfach so unterbringen lässt. Meine Ausbildung sowie mein Beruf sind mir schon recht wichtig und allein auf den Partner verlassen möchte ich mich auch nicht.

Eine Grundvoraussetzung, um ein Kind zu bekommen, stellt für mich ein fester Partner dar. Da die näheren Umstände, vor allem der Zeitpunkt sowie die Organisation der Kinderbetreuung, maßgeblich auch von diesem abhängen, lässt sich weiter nichts Genaueres dazu sagen.

Ich fände es ideal, wenn mein Kind auf dem Land aufwachsen würde, wo es jederzeit draußen und am besten mit den Kindern aus der Nachbarschaft spielen kann.

Natürlich fragt man sich, warum man denn überhaupt Kinder bekommen soll? Eine wirkliche Antwort haben wir nicht gefunden. Einfach so eben.

Meine Kinder sollen unter der Obhut ihres Vaters und ihrer Mutter aufwachsen, die sie und sich lieben.

Wenn ich ein Kind bekomme, dann möchte ich es schon ganz gern selbst betreuen.

Ich finde Kinder gut.

JUGEND

Daniel Bugiel

Aus dem Blickwinkel der Jugend in einer alternden Gesellschaft zu schreiben, stellt mich als sechszwanzigjährigen Studierenden vor das Problem einer Definition möglicher Herzstücke des Wortsinns von Jugend oder Jugendlichkeit. Der Versuch einer individuellen Begriffsbestimmung wird im Vorfeld erschwert durch die Ungewissheit, ob ich hier noch über die präsentischen Erfahrungen meiner jetzigen Lebenssituation schreiben kann oder retrospektiv den Versuch einer Darstellung der Kernpunkte dieses dann als abgeschlossen zu betrachtenden Lebensabschnittes vornehmen muss. Dass ich noch jung bin, würde wohl, bei sechszwanzig Lebensjahren in Relation zur durchschnittlichen Lebenserwartung betrachtet, niemand ernsthaft bestreiten, aber bin ich noch Teil der Jugend? Da ich diese Frage momentan für mich nicht abschließend zu klären vermag, werden die folgenden Ausführungen wohl vom intermediären Raum des Niemandlandes aus formuliert, zumal in eigener Wahrnehmung weder ganz klar aus der Innenperspektive noch durchgängig aus der Außenperspektive erzählt werden kann. Die Schilderungen sind als Vermengung zu verstehen, die sich aus der Reflexion über die in der Vergangenheit innerperspektivisch gemachten ‚Jugend‘-Erfahrungen und der Betrachtung meiner derzeitigen Lebenslage im Moment der Textabfassung ergeben. Inwieweit ist oder war der Querschnitt aus den mein jugendliches Selbst konstituierenden Erfahrungen kongruent mit der Erfahrungsschnittmenge einer Gruppe Gleichaltriger? Finde ich Unbeliebigkeiten, die auch für meine Lebensgestaltung verbindlich waren oder eventuell noch verbindlich sind? Ist auch mein Jugendbild durch die Willkür des Werbezwecks bestimmt, dem mir medial suggerierten Bild eines nahezu paradiesischen Zustands des unabhängigen, unbeschwer-

ten und unverbindlichen Selbstgenusses? Was macht die Jugend für ihr gesellschaftliches Umfeld so schützenswert, dass Institutionen mit dem Verweis auf genuin jugendspezifische Interessen für diese, in Teilen durch ihre Minderjährigkeit bedingte, politisch unmündige Gruppe der Jugendlichen und jungen Erwachsenen advokatorisch tätig werden? Finde ich dieses um seiner selbst willen schützenswerte Herzstück in der Ausformulierung meines persönlichen Jugendbildes oder gilt es, bei meiner Bestimmung des Begriffs den Begriffsumfang so weit zu öffnen, dass in seiner inhaltlichen Ausgestaltung Platz für die er- und durchlebte Komplexität, Mehrdimensionalität und Unvergleichlichkeit bleibt? Als Leserinnen und Leser dieses Textes dürfen Sie jetzt keine verifizierten Antworten auf die obigen Fragen erwarten. Meines Erachtens kann ich heute Jugendllichkeit am besten im recht kitschigen Bild der sich immer wieder neu herauskristallisierenden Identität aus einem Meer der Beliebigkeiten, also prozessual, verstehen. Hier tritt die Ungewissheit hinsichtlich meines eigenen Standpunktes offen zutage: Blicke ich bereits als Erwachsener wertend auf den eigenen Subjektivationsprozess, der sich in der Jugend vollzogen hat, zurück oder wird mir diese Herangehensweise in einiger Zeit als Ausdrucksform einer infantilen Naivität vorkommen, die ich überwunden zu glauben meinte? Relativ klar ist für mich, dass sich meine Erfahrungen mit jenem meines Erachtens medial inszeniertem Zerrbild der Jugend, dessen Silhouette aus der Vermischung von Kaufkraft und wieder neu zu inszenierendem Körperkult zu bestehen scheint, nicht oder wenn überhaupt nur oberflächlich in Form von modischer Kleidung decken. In meinen Augen sind die Jünger dieses inhaltsleeren Zerrbildes in der Minderzahl bleibende hedonistische Yuppies, die den Übergang aus dem Jugendalter durch postmoderne Jungbrunnen wie luxuriöse Cabriolets, hippe Lofts und Botox-Spritzen möglichst stoppen wollen. Eine derartige Angst vor dem Altern ist mir noch fremd. Die individuelle Erfüllung des virtuellen Werbeträums Jugend dürfte in den meisten Fällen, so hoffe ich jedenfalls, schlechtes Duplikat des vorgegaukelten unbeschwerten Genusses am jugendlichen Selbst bleiben, da eine dermaßen konturlose und inhaltsleere Lebensausgestaltung in meinen Augen von den wenigsten in ihrer virtuellen Perfektion wirklich gelebt werden kann. ‚I’m so shy, but I don’t show it. I don’t have sex, in a bedroom‘ lautet das Hedonismuscredo dieser virtuellen Trendgeneration im Werbeslogan einer qualitativ höchstens durchschnittlichen Mixgetränkemarke. So erfüllt oder erfüllte in meiner Wahrnehmung meine Generation die Funktion der Projektionsfläche für die eindimensionale Glorifizierung einer Möglichkeit unserer Lebensausgestaltung. Ist nicht gerade der Versuch einer ein-

dimensionalen Fixierung der Begriffsinhalte von Jugend auf Wörter wie Trend, Unabhängigkeit, Schönheit etc. daher zum Scheitern verurteilt, da er für den oder die Außenstehende eine treffende Begriffsbestimmung suggeriert, die die Mehrdimensionalität von Jugend zumindest in meiner Erfahrung nicht mal annähernd treffend beschreibt? Was bringen mir Prohibitiv wie ‚Du sollst deine Schüchternheit nicht zeigen‘?

Abschließend lässt sich festhalten, dass ich Herzstücke des Begriffs, die einen für alle verbindlichen Charakter haben, nicht zu definieren vermag, obwohl ich damit nicht ausschließen will, dass es solche geben könnte. Vielmehr war es mir möglich, in der Auseinandersetzung mit meinem Lebensweg Fragen genauer zu stellen und Aspekte zu konturieren, die reflexiv betrachtet eigene Unbeliebigkeiten aufscheinen lassen. Liegt nicht gerade in der endgültigen Unbestimmbarkeit des Begriffs ‚Jugend‘ die Stärke eben darin, dass jeder und jede gezwungen ist, ihn selbst zu füllen?

Peter Meiners

Wo, wer, wie und was ist Jugend? Wo begegnet man der Jugend? Nicht mehr in den klassischen Sozialisationsinstanzen wie Parteien, Gewerkschaften, Kirchen. Diese klagen über Nachwuchsmangel. Alleinige Ursache für das Fernbleiben Jugendlicher ist aber nicht nur ihr geringer Anteil in der ‚Alterspyramide‘. Es hängt auch mit ihren Lebenswelten und Lebenserfahrungen zusammen. Dazu aber später mehr. Zunächst will ich fragen: Wo kann die alternde Gesellschaft der Jugend begegnen? Wo kann man Jugend erfahren?

Ein Phänomen ist das konträr zum statistisch nachweisbaren *de-facto*-Alter der Gesellschaft stehende Postulat eines Ideals von ‚Jugendlichkeit‘, auch Jugendwahn genannt. Spricht man statistisch gesehen von einer alternden Gesellschaft, so scheinen doch Ansprüche durch Medien und Wirtschaft immer mehr auf ‚Jugendlichkeit‘ zugeschnitten zu sein. Jugend als Lebensgefühl in der Werbung, als mediales Postulat eines virtuellen Werbeträums, als unverbrauchtes, flexibles, innovatives, teamorientiertes, für die Wirtschaft ‚praktikables‘ (der Ausdruck ‚Generation Praktikum‘ ist hier bezeichnend) Humankapital? Oder bedeutet jugendlich sein, irgendwo zwischen der Suche nach vielfältigen Erfahrungen, um herauszufinden, wer man ist, was man kann und was zu einem passt, und der Suche nach Spaß, Unterhaltung, Bewegung und Kommunikation hin und her zu schwanken? Zwischen Geringschätzung äußerer Zwänge und Spaß an Tabuverletzungen und Provokation? Mit Lebensstilen und Rollen zu spielen? In unterschiedlichen Szenen, Welten und Kulturen zu leben und

gleichzeitig von einem heilen, geordneten Leben (intakte Familie, geregeltes Einkommen, Heim, Auto, Baum) zu träumen?

Habe ich meine Jugend so wahrgenommen, wie sie in den Medien vermittelt wird? Geschweige denn: Ist Jugend so? Im ‚Unterschichtenfernsehen‘ und dort in den ‚Supernanny- und Betreuer- Sendungen‘ erscheint Jugend auch anders. Soll etwa das Kann-ich-nicht, Kannst-mich-mal oder überhaupt keine Reaktion der Jugendlichen das viel(ver)sprechende Potenzial und zusagende Ideal der Wirtschaft sein? Es scheint, die Jugend ist mal wieder und immer noch der Untergang des Abendlandes. Die Jugend von heute kann nichts, will nichts und ist nichts, ist zumindest statistisch gesehen verschwindend gering.

Warum aber dieser Jugendwahnsinn in Reklame und TV-Spots? Eine mögliche Begründung: Im Lebensalter entspannt man sich, so war es zumindest früher Gebot des Alters, und das Lebensalter entspannt sich, so zeigen es die amtlichen Zahlen. Durchschnittlich werden alle älter oder können zumindest damit rechnen, älter zu werden als die Generationen vor ihnen. Das Noch-Älterwerden und Noch-länger-fit-sein ist das Novum. Und die Alten haben scheinbar Geld, so wurde es zumindest noch zum Ende des 20. Jahrhunderts proklamiert. Und das will ausgegeben und muss investiert werden, schließlich hat das letzte Hemd bekanntlich keine Taschen. Daher nicht Entspannen im Alter, sondern Spannung wie Reisen, Auto, Ferienhäuser etc. (Anmerkung: Vermutlich bestimmt der demographische Wandel bald auch als Retro-Trend das Kaufangebot, da der zunehmende Alterungsprozess als wirtschaftlicher Wachstumsschub dient. Daher werden Produkte zur gemeinsamen Erinnerung offeriert.) Man fühlt sich jung, weil man was nachholen will und kann. Zum Greifen nah, aber nicht zu begreifen, meines Erachtens zumindest: Der Traum ewiger Jugend! Was Jungsein wiederum wirklich ist, ist nicht an der Lebenswirklichkeit Jugendlicher gemessen, sondern werbewirksames Postulat. Und zwischen Traum und Realität und der Wahrnehmung jedes und jeder einzelnen gibt es bekanntlich enorme Unterschiede (nicht nur im erkenntnistheoretischen Sinne).

Jung zu sein, bedeutet heutzutage, in differenzierten Lebenswelten aufzuwachsen. Schlagwörter wie Individualisierung und Biographisierung sind hier zu nennen. Als jugendprägendes, aber auch generationenübergreifendes Hauptproblem zeichnet sich ‚Arbeitslosigkeit‘ ab. Um der persönlichen Betroffenheit von diesem Problem vorzubeugen, postuliert Politik und Wirtschaft: Sei mobil! Sei flexibel! Lerne neue Sprachen! Wechsle Branchen! Lerne neue Technologien! Mach Praktika! Geh ins Ausland! Akzeptiere kurzzeitige Arbeitsverträge! Kurz: Steter Wandel,

nicht Kontinuität, hat Zukunft. Diese Flexibilität kennzeichnet nicht nur den Arbeitsmarkt, sondern wird übertragen und betrifft auch die zentralen Bereiche des Lebens. Ich muss mich freisetzen aus vorgegeben, quasi zugeschriebenen Bindungen wie Familie und Verwandtschaft oder allzu langfristigem Engagement in Kirche oder Politik.

Was aber kennzeichnet die Lebenswirklichkeit Jugendlicher gegenwärtig? Viele Themen sind in den Köpfen Jugendlicher wesentlich (in loser, nicht feststehender Reihenfolge): Schule, Freizeitgestaltung, Beruf und Perspektiven, Liebe, Freundschaft, Sexualität, Musik, Drogen, Gewalt, Religion, Klimawandel, Technologie, Lebenssinn, Mode, Körper etc. Hinter diesen Themen verbergen sich unterschwellig die Fragen nach Lebenssinn, Lebensorientierung, Lebensgestaltung und Lebensbewältigung. Sich diese zu stellen, für sich zu beantworten und zu leben, ist die große Herausforderung jugendlichen Daseins schlechthin.

Eva Schöer & Sandra Upgang

Es fühlt sich an, als könnte man noch alles tun, als könnte man ohne weiteres irgendwo und mit allem neu anfangen. Es fühlt sich an, als hätte man Zeit, Kraft und Talent im Überfluss, als könnte man alles verschwenden, als gehörte die Welt mir, wenn ich nur wollte. Es gibt in meinem Leben kaum etwas wirklich Festes, kaum etwas, was mir Verantwortung und Rücksichtnahme aufbürdet, kaum jemanden, dem ich Rechenschaft schulde. Kein Geld, kein Haus, keine Karriere, keine Kinder. Und sogar mit der Zeit kann ich machen, was mir gefällt. Nächtelang tanzen gehen, tagelang im Bett lesen, mal eben verreisen. Wenn mir die Stadt nicht mehr gefällt ziehe ich nach Berlin. Oder Hamburg.

Mein Terminkalender ist zum Bersten voll. Da steht drin, wann ich meine Freunde treffe, wann ich ins Theater gehe, wann ich verreise, wann ich meine Familie besuche, wann das nächste Blockseminar stattfindet, wann die Referatsbesprechung ansteht und wann ich mit meiner Mitbewohnerin zum Kochen verabredet bin, wann die nächste Abgabefrist endet und wann die Prüfungstermine sind, wann ich meinen Schein bei wem abholen kann, wann die Weihnachtsfeier von dieser oder jener Gruppierung ist. Manchmal steht eine Doppelbelegung in Klammern dahinter. Falls es doch mal schneller geht. Und auf den leeren Seiten, ganz hinten, findet sich eine Liste mit den Dingen, die man am besten schnell in der Mittagspause erledigt.

Nicht drin steht mein Stundenplan, nicht drin stehen meine Arbeitszeiten, nicht drin stehen die regelmäßigen Treffen von Fachschaft und Stiftungen, nicht drin stehen die Termine für Sport und Musik. Lernen und Hausarbeiten schreiben muss man irgendwann dazwischen und oft bis tief in die Nacht. Finanzierung, Abschluss und Ergiebigkeit spielen eben doch schon eine gewichtige Rolle.

Natürlich sind wir zornig, natürlich wollen wir alles anders und die Welt besser machen. Um uns herum wütet Ungerechtigkeit, Dummheit, Verstocktheit. Wenn wir an die ganzen Menschen denken, die sich den Großteil ihrer Zeit mit idiotischen Fernseh- und Kinofilmen, schwachsinnigen Büchern, bescheuerten Wellnessprogrammen, eintöniger Popmusik, mit hirnrissigen Paybackprämien, bekloppten Computerspielen, oberflächlichen Bekanntschaften, kleingeistigen Zeitungen, irrsinnigen Billigflügen und dämlichen Bausparverträgen einlullen, während Millionen Menschen unnötig leiden, könnten wir kotzen. Wir würden gern die Menschen wachrütteln, um ihnen aufzuzeigen, was wirklich wichtig ist. Aufzeigen was für Möglichkeiten wir haben und dass nicht alles so sein muss wie es ist.

In Diskussionen und Gesprächen schweige ich oft. Weil ich nämlich viel zu wenig weiß. Man müsste alles noch mal genau durchdenken. Man müsste mehr Informationen haben. Man legt die Angelegenheit besser in Expertenhände. Andere wissen besser Bescheid, andere sind kompetenter.

Wie schnell wir uns entzünden lassen und uns begeistert mit ganzem Herzen in ein neues Projekt stürzen. Alle Qualen und alle Mühsal sind leicht und schnell vergessen. Wir scheuen noch nicht vor den endlosen Wiederholungen neuer Bekanntschaften. Wir hassen den Stillstand und fürchten das Neue nicht. Wir sind immer auf der Suche und immer unterwegs. Kein Land, das wir nicht bereisen, keine Sprache, die wir nicht sprechen, kein Gedanke, den wir nicht denken wollten. Wir sind süchtig nach Erlebnissen, wir sind impulsiv. Als eine Masse Individuen überschwemmen wir rücksichtslos die europäischen Metropolen, beständig uns selbst zelebrierend. Wohl wissend, dass die ganze Welt auf uns schaut, wir sind die Zukunft, wir sind das Leben.

Die ganze Welt schreit mir zu, dass ich jung bin, dass ich genau jetzt alles machen kann, was ich will, dass alle so sein wollen wie ich bin, dass ich für einen kurzen Moment alles besitze. Die ganze Welt ruft mir zu, wie ich bin und was ich alles sein könnte. Aus jedem Fernseher von jedem Werbeplakat schreit mir voll Hohn mein Bild entgegen.

Daniel Bugiel

In der Zeit meines Auslandsaufenthalts in Madrid machte ich erstmalig die Erfahrung, als Opa bezeichnet zu werden. Da ich das Auslandsemester erst im Hauptstudium im Alter von fünfundzwanzig Jahren antreten konnte, waren die zu meinem Freundeskreis zählenden europäischen Studierenden im Durchschnitt zwei bis drei Jahre jünger als ich. So erhielt ich von ihnen den Spitznamen ‚Abuelo Erasmus‘, Erasmus-Opa. Tatsächlich war ich der Älteste in meinem dortigen Freundeskreis. Natürlich fühlte oder fühle ich mich trotz dieser Zuschreibung alles andere als alt, aber es erschien zumindest auffällig, dass sich in meinen privaten Kontext, in dem ich mich ein halbes Jahr bewegte, fast ausschließlich Menschen aufhielten, die jünger waren als ich. Gab es hier überhaupt so etwas wie das Alter?

Während meines Studiums beschränkt sich der Kontakt mit alten Menschen auf den Kampf um die nicht ausreichend zur Verfügung stehenden Kopien mit den Studierenden im Alter und verläuft daher nur selten harmonisch. In meiner Kindheit und Jugend war das Alter in der Gestalt meiner mich liebevoll großziehenden Oma tagtäglich für mich präsent und damit selbstverständlich Teil des Familienlebens. Sie wohnte mit im Haus meiner Eltern, die durch ihre Entlastung in der Haushaltsführung sowie der Kinderbetreuung beide berufstätig bleiben konnten. Alter war für mich als Kind immer positiv konnotiert, da ich selten die oft damit einhergehenden Gebrechen in meinem Umfeld erleben musste und nur die schönen Seiten des Enkeldaseins genießen durfte. Erst während meines Studiums erkrankte meine Großmutter und war fortan ans Bett gefesselt. Meine Mutter gab ihren Beruf auf, um die Pflege gewährleisten zu können. Ein Jahr darauf starb meine Oma im biblischen Alter von vierundneunzig Jahren. Stelle ich mir mein eigenes Altern analog zu dem meiner Großmutter vor, eingebunden in die Lebenskontexte jüngerer Menschen, so schreckt es mich nicht ab. Dennoch kann ich nicht davon sprechen, dass die Auseinandersetzung und Begegnung mit dem Alter eine meinen Alltag bestimmende Größe ist. Es bleibt abzuwarten, ob und inwieweit meine Generation in Zukunft von der gesellschaftlichen Ausrichtung auf die demographischen Verhältnisse zu unserem Nachteil betroffen sein wird.

Weil ich gefragt worden bin, bin ich wahrgenommen worden (oder weil ich bald zu einer statistischen Minderheit gehöre?). Was nehme ich aber nun wahr vom ‚Alter‘ und von einer alternden Gesellschaft?

Etymologisch begegnet mir der Begriff oft als direkte Anrede Jugendlicher untereinander. So steht ‚Alter‘ als Synonym für den Angesprochenen oder je nach Betonung und Aussprache des Wortes und des jeweiligen Kontextes für die Kennzeichnung eines Wunsches oder Ausdruckes. ‚Alter‘ kann dann entweder heißen ‚Du stehst im Bild‘ oder ‚Super, du hast Pizza mitgebracht‘.

Eine andere, weitaus prägnantere Erfahrung des Alterns erfuhr ich (neben jener ‚am eigenen Leib‘, schließlich prägt das Älterwerden das Leben) zu Hause durch meine Großeltern. Sie trugen mit ihren Erzählungen, Erlebnissen und Erfahrungen einen großen Teil zu meiner Erziehung bei und waren schlichtweg präsent.

Daneben war eine weitere Einsicht in das Alt-Sein mein Zivildienst in einer Wohneinrichtung für Menschen mit einer geistigen Behinderung. Hier war ich als junger Mann voll strotzender Gesundheit in der Seniorengruppe eine Minderheit. Dort sah ich die negative Seite des Alterns wie zum Beispiel das Leben mit Alzheimer oder Demenz, die Bedürftigkeit nach Pflege und Konversation, die Unselbstständigkeit und das Angewiesensein auf Andere, das Allein- und Verlassensein im Heim, die Fragen bezüglich Würde, Tod und Lebenssinn. Und ich sah mich in einer bis dato nie dagewesenen Verantwortung für diese Menschen. Das Wissen um das Altern der Gesellschaft bedeutete für mich in dieser Zeit ein Mehr an Verantwortung für mich.

Wenn ich nun diese Erfahrungen aus meinem Zivildienst auf den demographischen Wandel hin zu einer alternden Gesellschaft übertrage, hieße das für mich und meine Generation ein Mehr an Pflege, Sorge und Verantwortung. Entgegengesetzt dazu steht aber auch die Wahrnehmung eines neuen Lebensalters, in dem viel gereist, viel gemacht und getan wird. Medizinische Versorgung und Vorsorge lassen das physische Altern erträglich erscheinen. Nie war es spannender, älter zu werden. Was also anfangen mit dem verlängerten Leben? Diese Frage ist, genau wie bei den Jugendlichen, die Frage nach einer sinnvollen Gestaltung des Lebens. So finden sich nicht von ungefähr zahlreiche studierende Senior(inn)en im Alter in den Vorlesungen und Seminaren der Geistes- und Kulturwissenschaften wieder. Darüber hinaus sind und können viele noch lange Zeit in der Gesellschaft aktiv sein und prägen diese maßgeblich. Ältere Menschen

lassen sich nicht und dürfen sich auch nicht an den Rand der Gesellschaft drängen (lassen). Dahinter verbergen sich sowohl Chancen und Möglichkeiten als auch Herausforderungen und Schwierigkeiten. Eine Chance ist sicherlich, dass durch die steigende Lebenserwartung das Zusammenleben mehrerer Generationen in einer Familie möglich ist und die ältere Generation an der Erziehung der jüngeren mitwirken kann. Die Präsenz des Alters gibt den Kindern und Jugendlichen einerseits die Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit ihren eigenen Lebensentwürfen und denen der älteren Generationen. Andererseits können bei stark divergierenden Lebensentwürfen und Wertevorstellungen diejenigen der älteren Generation durch ihre Mehrheit überwiegen und sich in einer demokratischen Gesellschaft wie der unsrigen auf maßgebliche politische Entscheidungen auswirken, sodass über die Köpfe der Kinder und Jugendlichen hinweg entschieden wird.

Vanessa Görtz

Während der Hochphase der Diskussionen um Elternzeit und Elterngeld kam innerhalb der politischen Debatte ein Thema auf, das ich so in diesem Zusammenhang noch nie wahrgenommen hatte: Die Frage nach der Freistellung von der Berufstätigkeit zur Betreuung der eigenen alten Eltern, der so genannten Pflegezeit.

Meine persönlichen Erfahrungen mit Altenpflege sind gering, es beschäftigt mich jedoch zusehends die Tatsache, dass nach wie vor sowohl Kinderbetreuung als auch die Pflege alter Menschen hauptsächlich Aufgaben von Frauen sind. Ich beobachte häufig, dass Frauen ihre Berufstätigkeit aufgeben sobald ein Pflegefall in der Familie auftritt, oder in Teilzeit gehen, um der Doppelbelastung gewachsen zu sein. Die Männer in der Familie arbeiten ohne nennenswerten Einschnitt im Berufsleben weiter bis zum regulären Renteneintritt. Eine erstaunliche Parallele zur traditionellen Situation bei der Kindererziehung! Doch wie soll ich es verstehen, dass in der aktuellen Familienpolitik die Frage nach der ‚Vereinbarkeit von Altenbetreuung und Beruf‘ aufkommt? Ist hier die benachteiligte Position der Frauen endlich erkannt worden? Oder wächst in unserer Gesellschaft eine Sensibilität für den Wert der häuslichen Tätigkeiten? Oder drängt sich diese Frage erst durch die prekären Prognosen für die Pflegeversicherung angesichts der demographischen Entwicklung auf?

Zwei Begriffe sind es, über die ich in diesem Zusammenhang nachdenke. Zunächst der des ‚Generationenvertrags‘. Für meine Generation bringt die Zukunft ein Mehr an Belastung und Verantwortung mit sich. Die Überalterung der Gesellschaft ist eine Herausforderung, auf die uns nie-

mand vorbereiten kann, für die wir selber vor-sorgen müssen. Aber wirkliche Sorgen bereitet mir der Gedanke an die Pflege meiner eigenen Eltern nicht, vermutlich weil das alles noch in weiter Ferne liegt. Ich halte es für eine gute Lösung, wenn Pflegebedürftige in der eigenen Familie versorgt werden können, nicht zuletzt, weil so junge Menschen mit stark tabuisierten Bereichen wie Krankheit und Tod in unmittelbare Berührung kommt. Diese Verantwortung als erwachsenes ‚Kind‘ zu übernehmen und sich diesen unangenehmen Seiten des Alterns zu stellen, halte ich für wichtig und eigentlich für eine Selbstverständlichkeit des menschlichen Lebens. Der demographische Wandel führt aber dazu, dass wir eben auch Verantwortung für viele andere alte Menschen tragen werden, mit denen wir uns nicht persönlich verbunden fühlen. Woher soll die Motivation kommen, diese Last auf sich zu nehmen, wo es ja jetzt schon für viele Familien sowohl psychisch als auch finanziell schwer ist, die eigenen pflegebedürftigen Eltern zu versorgen? Was könnte für sie einen Grund sein, diese Aufgabe als sinnhaft und wertvoll zu erachten? Das führt mich weiter zum Begriff der Herdprämie, der mich in den politischen Debatten am meisten irritiert hat. Ich habe ihn so verstanden, dass durch diesen finanziellen Anreiz Eltern dazu bewegt werden sollen, sich für eine Vollzeitbetreuung der Kinder zuhause zu entscheiden. Es wurde von der neuen Wertschätzung der häuslichen Arbeit gesprochen, von der Anerkennung der Leistung von Hausfrauen und -müttern, und der Aufwertung der ‚Auszeit‘ vom Beruf gegenüber dem schnellen Wiedereinstieg. Angesichts der engen Parallele zur Situation bei der häuslichen Altenpflege drängt sich mir die Frage auf, ob solche Geldgeschenke, wie es die Herdprämie sein sollte, wirklich zu einer subjektiv und objektiv höheren Wertschätzung dieser Tätigkeiten führen. Bleibt hier im Letzten nicht doch das Geld der Maßstab? Doch welche Mittel und Wege könnte es sonst, von politischer Seite aus, geben, um Kinder- und Altenbetreuung als wertvolle Leistungen für die Gesellschaft anzuerkennen?

Ich könnte mir aber vorstellen, dass sich bei diesem Problem auch eine positive Wirkung des Generationenwechsels zeigen wird. Durch die stark geschlechterspezifische Erziehung von Jungen und Mädchen bis in die Generation meiner Eltern hinein, wurden Mädchen auf Aufgaben vorbereitet, die sich zwischen den Horizonten ‚Versorgen und Betreuen‘ bewegten, womit auch die starke Konzentration von Frauen auf Berufssektoren in diesem Feld (Kindergarten, Grundschule, Alten-, und Krankenpflege usw.) erklärt wird. Kaum ein Junge wurde dazu angeleitet, sich mit solchen Tätigkeiten zu beschäftigen oder zu identifizieren. Diese stereotype Erziehung hat sich aber in den letzten Jahrzehnten deutlich

verändert und ich kenne zum Beispiel in meinem Umfeld mehrere junge Männer, die eine Ausbildung zum Altenpfleger oder Grundschullehrer aufgenommen haben und viele junge Frauen, die technische oder naturwissenschaftliche Berufe anstreben. Ich wünsche mir sehr, dass sich die geschlechtergerechte Erziehung mit meiner Generation durchsetzt und so vielleicht zu einem gesamtgesellschaftlichen Bewusstseinswandel beiträgt, der Altenpflege und Kindererziehung als wertvolle Aufgaben für *alle* Familien-, und Gesellschaftsmitglieder (an)erkennt. Jenseits von staatlich gezahlten Prämien ist dann vielleicht eine Wertschätzung möglich, die die anfallenden Belastungen und Sorgen sowohl für die alternde, als auch für die nachkommende Generation ausgleicht und erträglich werden lässt.

Eva Schröer & Sandra Uppang

Wir haben kaum Kontakt zu alten Menschen, daher scheiterten unsere Überlegungen zu den Wertvorstellungen, Ängsten und Gedanken dieser Generation.

Festhalten wollen wir an dieser Stelle jedoch, dass wir grundsätzlich nichts gegen ältere Menschen haben. Ausgenommen allerdings einer kleinen Gruppe unter den Alterstudierenden, welche vermehrt in den eh schon überfüllten Seminaren und Vorlesungen auftaucht und lauthals und pausenlos ihre Meinung zu allem, was möglichst die eigenen Lebenserfahrungen und Lebensfragen betrifft, abgibt und weder unsere eigenen Fragen noch Einwürfe zur Kenntnis geschweige denn ernst nimmt.

SCHLIESSENDES

Peter Meiners

Daher und letztlich ist eine gegenseitige Verständigungs- und Verständniskultur zwischen den Generationen unentbehrlich. So ist für Kinder und Jugendliche in erster Linie wichtig, ihr Selbstwertgefühl, ihr Ausdrucks- und Selbstdarstellungsvermögen und ihre Persönlichkeit zu erweitern und ihr Entscheidungsvermögen zu stärken. Und dies in einer Zeit, die geprägt ist von Individualisierung, Mobilität und Identitätsverlust. Auf der Seite der älteren Generationen muss dieses Dilemma der gegenwärtigen Jugend berücksichtigt werden, aber bitte altersweise statt altklug. Zugleich muss aber auch die jüngere Generation ihre Verantwortung für die ältere Generation wahrnehmen. Essentiell ist und bleibt für die Gegenwart und Zukunft die Solidarität zwischen den gegenwärtigen

und zukünftigen Generationen, ihre gegenseitige Wahrnehmung, Verantwortung für einander und die Berücksichtigung ihrer jeweiligen Lebenssituationen, Leistungen und Bedürfnisse.

Eva Schröer & Sandra Upgang

Wir sind gegen den Klimawandel. Wir sind auch gegen Rauchen, gegen das selektive Bildungssystem und gegen sozial unverträgliche Studiengebühren. Wir sind gegen Lebenslauforientierung, Spießher, Schleimer und Leute, die immer nur herumjammern. Wir sind gegen Rassismus, Intoleranz und mediale Verdummung. Wir sind gegen Diskriminierung von Frauen, Männern und Kindern jeglicher Herkunft und Orientierung. Wir sind gegen Anglizismen und Neunzig-Minuten-Filme. Wir sind gegen den verkaufsoffenen Sonntag. Wir sind gegen harte Drogen. Wir sind gegen das medial vermittelte Schönheitsideal. Wir sind gegen die Todesstrafe. Wir sind gegen das StudiVZ. Wir sind gegen das neue Logo der Uni Münster. Wir sind gegen Armut. Wir sind gegen das System der Mülltrennung. Wir sind gegen Erdbeeren im Winter. Wir sind gegen Anwesenheitslisten.

Wir sind für Blut- und Organspenden, wir sind für Kindertagesstätten, wir sind für Reisen, wir sind für Europa. Wir sind für Familien und für den Sozialstaat. Wir sind für den Weltfrieden und die Ehe. Wir sind für die längeren Ladenöffnungszeiten. Wir sind für eine multikulturelle Gesellschaft. Wir sind für Individualität. Wir sind für Orchideenfächer. Wir sind für verantwortungsbewussten Umgang mit fossilen Brennstoffen. Wir sind für erneuerbare Energien. Wir sind für Mitbestimmung. Wir sind für ehrenamtliches Engagement. Wir sind für Streiks. Wir sind für Ethikräte. Wir sind für Zivilcourage. Wir sind für Musik, wir sind für Vorsorgeuntersuchungen. Wir sind für Bildung. Wir sind für Sport. Wir sind für fair gehandelte Sachen. Wir sind für Recyclingpapier.

Also boykottieren wir McDonalds und Coca Cola. Wir kaufen unsere Lebensmittel nicht beim Discounter; wir kaufen Obst und Gemüse der Region auf dem Markt. Wir kochen auch selbst. Wir haben uns an dem Boykott gegen Studiengebühren beteiligt und sind ständig mit dem Gegen-Studiengebühren-T-Shirt herumgelaufen. Wir engagieren uns im Fachschaftsrat. Wir drucken auf Recyclingpapier. Wir sagen ‚Studierende‘ statt ‚Studenten‘. Wir stehen im Bus für alte Leute und werdende Mütter auf. Wir reisen so oft es geht. Wir bewegen uns hauptsächlich mit Rad, Bus und Bahn fort. Wir sind in verschiedenen Institutionen und Vereinen tätig. Wir treffen uns gerne mit unseren Freunden. Wir gehen demonstrieren. Wir sind in Sportvereinen, gehen joggen und schwimmen. Wir

gehen Blutspenden und haben einen Organspendeausweis. Wir machen Musik. Wir beteiligen uns an Unterschriftenaktionen. Unsere Heizung läuft so gut wie nie. Wir engagieren uns ehrenamtlich. Und wir klauen Anwesenheitslisten.

Aber eigentlich demonstrieren wir meist nur vor Ort, denn um ständig irgendwohin zu fahren, fehlt uns die Zeit. Wir engagieren uns nicht in der Offenen Uni Münster oder im AStA. Wir haben uns auch nicht aus Protest gegen die allgemeine Entwicklung an den Hochschulen exmatrikuliert, denn uns fehlt der Glaube, dass das klappt und was bringt. Wir kaufen fast nie fair gehandelte Sachen ebenso wenig Biofleisch, das ist uns nämlich meist zu teuer. Wir absolvieren unser Studium an *einer* Hochschule und werden wahrscheinlich auch kein Auslandssemester dazwischen schieben, denn das würde unser Studium noch weiter verlängern, außerdem ist es wegen unserer verschiedenen Fächer und Studienordnungen ziemlich kompliziert. Wir bestehen im CopyShop nicht auf Recyclingpapier, weil wir uns dann irgendwie blöd vorkommen.

Diese Auflistung könnten wir noch ziemlich lange so fortführen, aber bereits jetzt zeigt sie eines ganz klar: dass wir uns immer nur soweit für oder gegen etwas engagieren, wie es sich noch gerade so und ziemlich problem- und risikolos in unseren Alltag integrieren lässt.

Uns fragt nie jemand, warum wir nicht mehr machen. Oder nicht zumindest eins richtig. Wenn uns jemand fragen würde, würden wir wahrscheinlich sagen, dass wir denken, man müsse ein vernünftiges Maß zwischen Eigen- und Gemeinschaftsinteressen finden, dass wir die meisten Dinge auch gar nicht für so eindeutig und klar beantwortbar halten als dass wir ihnen ganz und gar anhängen würden.

Wir sind wahrscheinlich einfach zu egoistisch und zu vernünftig.